53 Illustrirtes Sonntagsblatt. 1888

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

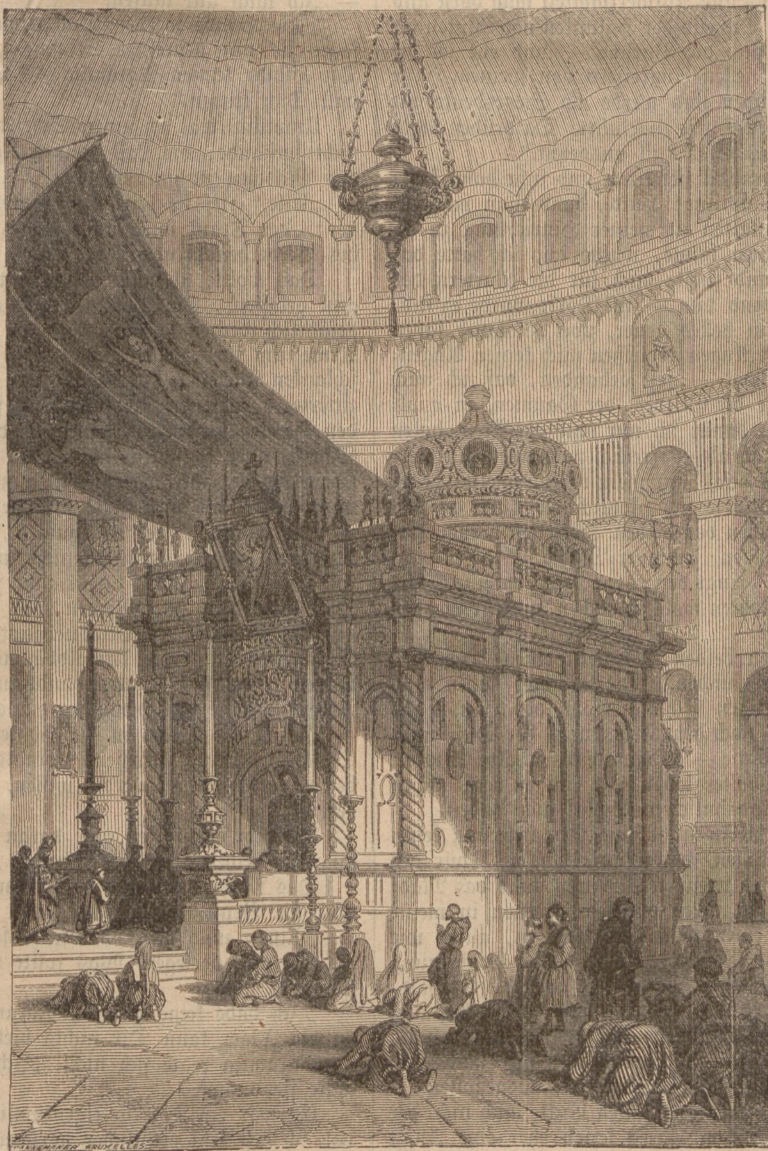
Des Waldläufers Liebe.

Erzählung aus Amerika's Urwäldern. Von Wilhelm Braunau.

Es war wieder einmal eine jener Reibereien ausgebrochen, welche, so lange noch ein freier Indianer seinen Fuß durch Nordamerika's Wälder setzt, zwischen diesen Eingeborenen und der Vereinigten Staatenregierung von Zeit zu Zeit immer wiederkehren. Gegen die rebellischen Indianer war eine Abteilung Milizen ausgesendet worden und unter letzteren waren es die stärksten und kundigsten Männer, welche als eine Art von Vorhut einige Meilen den übrigen vorangingen, um das Terrain zu rekognoszieren und nach der etwaigen Nähe der listigen Feinde zu spüren.

Bisher war alles gut gegangen, keine Indianerspur hatte sich gezeigt und ermüdet von anstrengendem Marsche warfen sich die Männer, etwa zwölf an der Zahl, auf einem kleinen Hügel, dessen Lichtung einen freieren Umblick gestattete, in das dichte Gras, um Mittagsrast zu halten und die heißesten Stunden des Tages vorüberzulassen. Hätte auch nicht die achtungsvolle Art und Weise, mit welcher die übrigen den Befehlen und Anordnungen des in ihrer Mitte stehenden riesigen Mannes willige Folge leisteten, diesen als den Befehlshaber des kleinen Trupps gekennzeichnet, man würde es auch ohnedies an der ganzen Haltung und dem eigenartigen Wesen des Mannes erkannt haben. Weit über sechs Fuß hoch zeigte seine Gestalt keineswegs die plumpen Formen des gewöhnlichen Waldgängers, sondern sie besaß die vollste Ebenmäßigkeit von dem bildschönen, energischen Kopf bis herab zu dem in hochgehenden Stiefeln steckenden zierlichen Fuße, während der scharfe, sichere Blick, seine energischen, entschiedenen Bewegungen doch darauf schließen ließen, daß er den größten Teil seines Lebens hindurch die Wildnis kennen gelernt und sich mit deren Gefahren vertraut gemacht habe. Und doch lag bei aller sichtbaren Energie eine schnell erkennbare Weichheit in dem Wesen des Mannes, welche in einem oft trüben Blick des Auges und einem melancholischen Zug um die von einem prächtigen Vollbart umrahmten Lippen einen leisen, doch um so ergreifenderen Ausdruck fand.

Die Männer hatten schnell ihr einfaches Mahl verzehrt und sich, nachdem einige von ihnen als Wachen ausgestellt worden, zu kurzer Ruhe hingestreckt. Bald zeigten ihre ruhigen Atemzüge, daß sie schliefen und auf diesen Augenblick schien der Anführer nur gewartet zu haben, um sich zu erheben und, anscheinend mit der Gegend wohl bekannt, etwa zwanzig Schritte seitwärts einen Punkt aufzusuchen, von wo er eine freiere Aussicht auf den Blak Hill genoß, der seine düstere Masse jenseits des Kansasflusses vom blauen Himmel scharf abhob. Allein es konnte nicht die Schönheit der Aussicht sein, welche ihn hierher gezogen, denn je länger er nach dem schwarzen Berge hinüberstarrte, um so düsterer ward sein Auge, um so deutlicher trat der schwermütige Zug um seine Lippen als ein Zeuge verborgen gehaltenen Schmerzes hervor. Schwerer und schwerer ging sein Atem und als er endlich das zur Erde gesenkte Antlitz wieder erhob, da funkelte eine Thräne in dem Auge des starken Mannes und rollte ungehindert in den blonden Bart. Ein krampfhaftes Zittern erschütterte den mächtigen Körper und das Haupt in die Hände gestützt, überließ er sich ganz der ihn beherrschenden Stimmung.


Die heilige Grabkirche zu Jerusalem. (Mit Text.)

Da legte sich plötzlich eine Hand auf seine Schulter und aufblickend sah er in das Antlitz eines seiner Waffengefährten, der nächst ihm die kleine Schar zu beaufsichtigen hatte. Erstaunt trat der Offizier einen Schritt zurück, als er die thränengefüllten Augen seines Anführers bemerkte; allein schon hatte ihm dieser die Hand entgegengestreckt und ihn neben sich in das Gras gezogen. Er hatte den staunenden Blick des Kameraden bemerkt und während er sanft die Thränen hinwegwischte, sagte er mit weicher, melodischer Stimme:

„Unser Einer verlernt fast, ein Mensch zu sein, Tracy, und Wehmut ist sonst nicht meine schwache Seite. Aber heute — hier — es ist zu viel, was auf mich eindringt und da hat mein armes Herz mir wieder einen Streich gespielt."

Der Angeredete hatte sich neben dem Waffengefährten niedergelassen und teilnehmend denselben angeblickt. Der Mann, der seit zwanzig Jahren jeden Indianer, den er auf seinen Wegen antraf, kaltblütig niederschoß, sprach von einem Herzen, das er habe und hatte Thränen in den Augen. Das war ein Rätsel.

„Ich begreife nicht, Kapitän Morrells, was Ihr sagen wollt," wandte der Offizier ein. „Es war nicht meine Absicht, Euch etwa zu stören."

„Ich weiß," nickte Morrells schlicht. „Aber den Kapitän laß mir weg, Tracy. Ich habe es übernommen, Euch zu führen, weil das jedes Bürgers Schuldigkeit ist,

wenn er's versteht. Wenn wir aber unser Ziel erreicht, gehe ich wieder in meine Wälder. Hier war's einst schön," sagte er, seiner weichen Stimmung nachgehend und streckte dabei den kraftvollen Arm über die sonnenbeschienene Gegend, während ein verklärtes Leuchten über seine festen Züge glitt; „als noch die kräftigen Gestalten der Ottahue-Indianer durch diese Gründe streiften und — und ich noch ein junger, froher Jägersmann war," setzte er mit plötzlich sinkender Stimme hinzu, „damals war's schön — so schön."

Der riesige Mann war weich wie ein Kind, er mußte Schweres erlebt haben, um durch die Erinnerung daran so wehmütig zu werden. Tracy hatte das Zucken in seinem Antlitz bemerkt — ein unwillkürliches Gefühl drängte ihn, den Mann zur Mitteilung aufzufordern.

Morrels kam seinem Wunsche schnell nach, vielleicht sehnte er sich, die Last seines Herzens einmal abzuwälzen.

„Heute sind es zwanzig Jahre," begann er nach einem tiefen Atemzuge, „daß ich als froher, frischer Jägersmann diese Wälder zum erstenmale sah. Der Ottahue-Indianer war damals noch Herr in denselben, sein Stamm zählte noch nach Hunderten — jetzt lebt keiner mehr — und diese Büchse hat dabei ehrlich mitgeholfen. Ich hatte mich auf einem Jagdzug etwas zu weit vorgewagt — dort, auf dem Hügel, wo die Kameraden schlafen, halte ich Umschau, eben dringe ich wieder in die Gebüsche ein, da knallt's neben mir und eine Kugel dringt durch meine Mütze. Genügend bekannt mit der Kampfweise der Indianer lasse ich mich wie tot zur Erde fallen, während mein Auge nach der Richtung schielt, woher der Schuß gekommen war — mein Feind tritt beim Laden seiner Büchse einen Augenblick hinter seinem Baume hervor — im nächsten Augenblick erfüllt sein Todesgeheul den Wald. Im gleichen Moment aber fallen noch zwei Schüsse und eine Kugel streift heiß meine Wange. Ich stürze abermals zu Boden und meine List gelingt zum zweitenmal, denn nach wenigen Augenblicken kommt ein Indianer in langen Sprüngen auf mich los, um mir den Skalp abzuziehen. Ich bleibe regungslos liegen, wie sich aber der Mann über mich bückt, schnelle ich empor und umschlinge ihn so furchtbar mit meinen Armen, daß er nach einer Minute tot aus meinen Händen fällt. Allein es sollte mir alles nichts helfen. Während ich alle Aufmerksamkeit nach vorn und links wende, haben sich ein halbes Dutzend der Halunken von hinten an mich geschlichen — gewandt sind sie, die Bursche — und ehe ich die mich fast erstickenden Finger eines neuen Angreifers von meinem Halse entfernen kann, bin ich schon gebunden und werde als Siegesbeute mit gellendem Triumphgeschrei dem nahen Dorfe zugeführt. Da drüben lag's in der Ebene, die sich am Fuße des Blak Hill ausdehnt."

Der Erzählende holte einen Augenblick tief Atem und fuhr dann fort:

„Mitten im Dorfe, vor des Häuptlings Hütte, band man mich an einen Pfahl, um sich über die Anstalten zu meiner Hinrichtung zu einigen. Daß ich nicht mehr entrinnen könne, wußte ich; ich hatte darum mit dem Leben abgeschlossen und suchte mich für die Martern des nächsten Tages zu stärken. Der Abend kam — im Dorfe wurde es still, wenige Schritte von mir brannte ein helles Feuer, zwei Indianer saßen wachend dabei und ihre funkelnden Augen verließen mich keinen Augenblick. Mitternacht war längst vorüber — fest gebunden, daß ich mich nicht rühren konnte, schmerzten mir die Glieder, der Gaumen, in qualvoller Berechnung halb zugeschnürt, damit ich nur mühsam Atem holen konnte, war ausgedorrt — morgen abend — freilich nach einem fürchterlichen Tage — hing, so tröstete ich mich, nur mein verstümmelter Leichnam noch an dieser Stelle — da öffnete sich plötzlich die Thür an dem Wigwam des Häuptlings und zwischen den beiden Tierfellen hervor trat die Gestalt eines etwa achtzehnjährigen Indianer-Mädchens.

„Die Tochter des Silberfuchses bringt den roten Kriegern eine Stärkung, daß sie den Mörder ihres Verlobten wohl bewachen und für morgen auf scharfe Marter sinnen mögen."

Bei diesen Worten hatte sie den beiden Männern einen Krug hingestellt und war rasch wieder verschwunden. Die Wächter sahen mich grimmig an — ich hatte den künftigen Schwiegersohn des Häuptlings erschlagen. Ihre Hand streckte sich nach dem Kruge aus, der Duft eines starken Brandy drang bis in meine Nase — es dauerte keine halbe Stunde, so war das Gefäß leer und die Wächter lagen nach einigen vergeblichen Versuchen, munter zu bleiben, in todähnlichem Schlaf am Boden.

Eben sann ich darauf, ob ich hierin nicht eine Ermunterung sehen könnte, meine Flucht zu bewerkstelligen, da trennte sich die Thür des Häuptlings zum zweitenmale und nach wenigen Schritten stand das Mädchen dicht vor mir und sah mir mit ihren dunklen Sternen in meine fiebernden Augen. Ich warf ihr einen wütenden Blick zu, allein wie gebannt blieb mein Auge an ihrer Gestalt haften. Eine Erscheinung — ich habe sonst nicht viel auf Weiber gesehen — aber dieses Mädchen war auffallend. Königlich, edel und erhaben, mit einem Anstand, wie nur die Tochter eines Indianerhäuptlings ihn besitzen kann, stand sie vor mir und doch war wieder über ihr Gesicht und ihre ganze Erscheinung der Liebreiz unschuldsvoller Mädchenhaftigkeit ausgegossen — ihre Augen hingen an den meinen, aber aus ihnen blickte mich nicht der Haß wegen des ermordeten Geliebten an — es schien eher eine Angst zu sein, welche ihr Inneres erfüllte. Mit einigen Tritten warf sie das Feuer auseinander und drückte die glimmenden Brände fest auf den Boden. Dann stand sie plötzlich wieder neben mir, so dicht, daß ich die Strähnen ihres reichen schwarzen Haares über meine gefesselten Hände streichen fühlte.

„Der große Krieger der Blaßgesichter ist in der Hand Naramita's," flüsterte sie in ihrer mir wohlbekannten Sprache mit weicher, lieblicher Stimme, die vor innerer Erregung erzitterte; „wird er zu stolz sein, sein Leben der Hand eines Mädchens zu verdanken?"

Ihre Augen drangen dabei wie angstvoll bittend auf mich ein — ich wußte nicht, was ich denken sollte — war es grausame List, war es Wahrheit, was sie so handeln ließ — die Liebe zur Freiheit und Leben überwog schnell jedes Bedenken — ich wollte antworten, meine geschwollene Kehle versagte mir den Dienst. Naramita sah es — im Nu waren die meinen Hals schnürenden Bande durchschnitten. Mit halberstickten Worten dankte ich für diese Erleichterung und bat sie um meine Freiheit, ich hätte ja nur in der Notwehr ihren Geliebten erschossen.

„Der ‚Wolf' war ein Säufer," sagte sie hastig, „und Dein Schuß befreite mich von ihm. Der ‚Hauch der Rose' dankt Dir dafür, indem sie Dir das Leben schenkt."

Ihr Messer fuhr mit scharfem Schnitt an dem Marterpfahle herab, im Nu fielen meine Bande, ich war frei und kaum vermochte ich die steif gewordenen Glieder wieder zu bewegen, als ich die Hand des Mädchens erfaßte und ihr in wenigen herzlichen Worten meinen Dank aussprach. Ich fühlte dabei, wie ihre schlanken Hände die meinen fest und heiß umschlossen, während sie jedes meiner Worte mit durstiger Seele aufsaugen zu wollen schien. Endlich löste ich meine Finger wieder aus den ihrigen, um die heftig schmerzenden Glieder von neuem zu reiben und mich zum schnellen Aufbruch zu rüsten. Der ‚Hauch der Rose' sah mir dabei still zu, ihr Auge folgte jeder meiner Bewegungen — als ich mich zum Gehen anschickte, tippte sie mir mit dem Finger auf die Schulter.

„Die Hunde des roten Mannes haben ein scharfes Ohr und werden den Schritt des großen Kriegers hören," sagte sie und ihr Auge traf von neuem bittend das meinige.

„Mädchen, Du hast recht," sagte ich betroffen, setzte aber schnell hinzu: „Ich denke jedoch, ehe der rote Mann erwacht, bin ich in Sicherheit. — Ich kann gut laufen."

„Die Hunde werden Dich einholen und Deine Flucht verhindern," sagte sie mit gepreßter Stimme. „Es gibt nur ein sicheres Mittel. Die Hunde kennen Naramita's Schritt und werden still bleiben — ich will Dich tragen."

Unwillig trat ich einen Schritt zurück — das zarte Geschöpf war nicht imstande, die Last meines Körpers zu tragen — ängstlich blickte das Mädchen zu mir empor.

„Eile," rief sie leise und deutete auf die beiden schlafenden Indianer; „der Trank wird nicht mehr lange wirken. Oder willst Du mich ins Verderben bringen?"

Das wollte ich nicht; eher hätte ich mein Leben für das edle Mädchen gelassen. Ein Besinnen gab es also nicht mehr und konnte leicht gefährlich werden. Schon hatte sie sich zurechtgestellt — ich schlug meine Arme um ihre zarten Schultern, legte meine langen Beine über ihre schlanken Hüften — ich fühlte, wie ihr feiner Körper unter meiner Last zitterte, aber festen Schrittes trug sie mich zwischen den zerstreut liegenden Hütten hindurch hinaus vor das Dorf, immer matter wurde ihr Schritt, aber es schien, als ob sie mich nicht wieder von ihrem Rücken lassen wollte; wir waren weit außer Hörweite gekommen, da machte ich mich endlich los und faßte mit Herzlichkeit ihre beiden Hände.

„Naramita," rief ich innig, „Du bist ein edles Mädchen; warum Du mich gerettet, weiß ich nicht und ebenso wenig, wie ich Dir danken soll. Kehre nun aber zurück zum Wigwam Deines Vaters, damit man Dich nicht vermißt. Meinen Weg gedenke ich nun allein zu finden."

Die Tochter des Ottahuehäuptlings rührte sich aber nicht. Beim Schein des durch die Urwaldbäume glitzernden Mondes konnte ich ihre Augen sehen, welche unverwandt an meinem Antlitz hingen. Ein heißes Feuer flammte aus denselben empor.

„Darf der Fuchs in die Höhle des Löwen zurückkehren, dem er im Schlaf die Beute entrissen?" fragte sie mit verschleierter Stimme. „Die beiden roten Krieger werden wissen, warum Naramita ihnen einen Trank bereitet."

Ich fuhr erschrocken auf, daran hatte ich in der Freude der wiedererlangten Freiheit noch nicht gedacht. „Aber," frug ich, „wo willst Du hin?"

Das Mädchen beugte das schöne Haupt, daß das schwarze Haar ihr über die Brust floß.

„Nimm mich mit," bat sie leise.

Ich war verlegen. Was sollte ich mit dem Mädchen anfangen? Ich sprach es aus.

„Ich habe keine Heimat, Naramita. Der Wald ist mein Haus, der unstete Jäger kann Dir nichts bieten."

Naramita regte sich nicht. „Ich verlange nichts, als Dir zu dienen," sagte sie dumpf.

Es war ein Ton so eigentümlich und so voll fester Entschlossenheit, daß ich erst jetzt ernstlicher darüber nachzudenken begann, warum das Mädchen mich wohl mochte gerettet haben. Eine Ahnung stieg in mir auf — ich mußte Gewißheit haben.

„Aber ich bedarf keine Dienste," sagte ich abwehrend, „und Naramita ist die Tochter eines großen Häuptlings."

Statt der Antwort bog sich die schöne Gestalt des Mädchens noch tiefer, bis sie auf die Kniee sank und das mit den Händen bedeckte Antlitz auf meine Füße preßte.

„Ich will Deine Sklavin sein," sagte sie mit dem Tone innigster Hingebung. „Töte mich, wenn es Dir beliebt, aber — stoße mich nicht von Dir." — Und in heftiges Schluchzen ausbrechend umschlang sie meine Kniee und sah flehend zu mir empor.

„Da — noch heute fühle ich's, wie es über mich kam — rieselte plötzlich ein mir bisher fremdes Gefühl durch meinen Körper, eine Lust zu leben und glücklich zu sein — das Mädchen hatte mich gesehen und ihr Herz war in Liebe zu mir entflammt, aus Liebe hatte sie mich gerettet und aus Liebe wollte sie mir folgen. Aus ihrem Auge leuchtete es so hell, so voll — ich hatte noch nie so recht in eines Weibes Auge geblickt, ein schöner Hirsch war mir seither lieber gewesen als alle Weiber der Welt — es kam so warm, so weich über mich — ohne an die nahe Gefahr zu denken, stieß ich einen jauchzenden Ruf aus, ich bog mich nieder und zog das liebliche Geschöpf zu mir empor, in heißem, wildem Jubel schloß ich sie in meine Arme und preßte sie innig und fest an meine Brust. Einen Augenblick hatten wir alles um uns her vergessen, dann aber kam mir mit dem Gedanken der Gefahr auch der, mein neues Glück zu retten, ich hob das liebliche Wesen auf meine Arme und flog mit ihr davon."

Der Erzählende hielt inne und blickte düster vor sich hin — die Erinnerung hatte ihn gewaltig erregt, seine Brust arbeitete wieder mächtig. Eine Weile verharrte er in stummer Schweigsamkeit, dann aber wendete er sich seinem Gefährten wieder zu. „Darum wird ein Weib Vater und Mutter verlassen und seinem Manne anhangen," fuhr er fort; „nie hat ein weibliches Wesen dieses Wort treuer erfüllt als dieses Indianermädchen. Hier, an der Stelle, wo wir ruhen, sandte sie ihrer Heimat einen letzten Scheideblick zu und warf sich dann an meine Brust — hier habe ich sie zum klaren Sternenhimmel emporgehoben und ihr geschworen, ihr treu zu bleiben bis zum letzten Atemzuge. Dann wandten wir uns und zogen weit hinab nach dem Süden, damit nie ihre Spur von ihrem verlassenen Stamme könne gefunden werden, ließ mich trauen, baute ihr eine Hütte — und Naramita war mein Weib."

„Ich habe einmal als Knabe in meinem Heimatsort bei einer Trauung aus dem Munde des alten Geistlichen gehört, daß nicht sein Wort die beiden Eheleute glücklich machen könne, sondern daß der Segen der Ehe auf der Treue der beiden Herzen zu einander beruhe. Ich verstand damals nicht, was der Mann meinte, aber — ich sage Dir — er hat recht gehabt. Wir waren einander treu und unsere Liebe schuf uns jeden Tag neues Glück. Was bedurften wir weiter? Naramita betete mich an und ich erkannte in ihr mit jedem Tag mehr meinen guten Engel. Mehr brauchten, mehr wollten wir nicht; wir waren glücklich — zu glücklich."

„Ich habe nachher mehrfach mit den Weibern meines Volkes verkehrt," fuhr Morrels fort, „verkehren müssen — unter allen aber habe ich auch nicht eine gefunden, die sich an Hoheit der Seele mit meiner Naramita auch nur im Entferntesten hätte messen können, denn Naramita, der Hauch der Rose war rein, sie war ohne Fehler und ihr Atem schien nur Liebe und Unschuld zu sein. — Wir haben drei Jahre des reinsten Glückes mit einander genossen, mein Weib sah mir jeden Wunsch an den Augen ab, sie wiederholte mir oft, wie süß es gewesen sei, als sie mich auf ihrem Rücken der Freiheit entgegengetragen, sie habe keine Last gefühlt und hätte mich, um nur dieses Glück zu genießen, noch Stunden getragen und da nahm ich sie jedesmal wie ein Kind auf meine Arme und wiegte sie jauchzend — ich liebte sie so sehr, wie sie mich, in meinem Glücke kannte ich gegen keinen Menschen mehr Groll, die drei Jahre hindurch habe ich meine Büchse nie mehr gegen einen Indianer erhoben — selbst wo sie mir feindlich entgegentraten. Aber — unser Glück war zu groß, mit einem Schlage brach es zusammen."

Morrels hatte gegen das Ende hin langsamer gesprochen, seine Kraft schien unter der Wucht der Erinnerung zu erlahmen. Er ruhte eine Weile, um dann mit dumpfer, klangloser Stimme wieder zu beginnen:

„Eines Tages war ich auf die Jagd gegangen, denn die Jagd nährte uns. Meinen treuen Hund hatte ich bei meinem Weibe gelassen — sonst, wenn ich heimkehrte, kam er mir mit frohem Gebell entgegen — diesmal blieb er aus. Ich hatte aber kein Arg und schritt auf meine Hütte zu. Die Thür war offen, niemand kam mir entgegen — ich rufe Naramita — ich bekomme keine Antwort — da erblicke ich meinen Hund in der Ecke liegen — als ich ihn mit dem Fuße rüttele, fällt der Kopf zur Seite — die Kehle war durchgeschnitten — mein Weib, mein Edelstein nirgends zu finden, des treuen Hundes gewaltsamer Tod zeigte mir, daß man sie geraubt, gewaltsam geraubt und zweifach geraubt, denn erst wenige Wochen zuvor hatte mich Naramita mit dem seligen Geständnis beglückt, daß sie Mutter sei. — Ich liebte sie seit der Zeit noch heißer, noch inniger — ich sah im Geiste, wie sie mir ein Mädchen, eine zweite Naramita schenken würde — ein Sohn, glaubte ich, würde meine Natur,' mein Aussehen haben und wäre mir kaum so lieb gewesen — ich wünschte mir ein Mädchen, das seiner Mutter gliche, denn Naramita war mir die Verkörperung des Schönen, des Erhabenen. Wie oft bin ich vor ihr niedergekniet, nur um zu ihr aufblicken zu können und wenn ich etwas gutes an mir habe, so bin ich es durch mein Weib geworden."

Der Mann brach kurz ab und stützte das Haupt in die Hände. — Tracy sah voll Teilnahme auf ihn hin und bemerkte jetzt erst, daß der Mann, der noch nicht fünfzig Jahre alt war, reichliches graues Haar in der blonden Lockenfülle hatte. Diese Natur, das durfte er sich sagen, mußte furchtbar unter dem erhaltenen Schlage gelitten haben.

„Ihr habt sie gesucht?" frug er leise.

Morrels fuhr wie aus einem Traume empor.

„Gesucht?" wiederholte er heftig. „Armseliges Wort! Wie tausend Mütter tausend verlorene Kinder, wie ein Verzweifelter, dem man sein Alles geraubt — sie war ja mein Alles gewesen — mein ganzes Sein drohte sich aufzulösen, ich war dem Wahnsinn nahe — ich fand keine Spur und doch wußte ich, daß es ihr Stamm, daß es ihr Vater gewesen, der mir den Stachel der Verzweiflung in's Herz gebohrt. Tag und Nacht irrte ich umher, man riet mir, die Hilfe des Gesetzes anzurufen — ich hoffte nichts davon, aber ich that es. — Man zuckte die Achseln, versprach mir wohl auch, die nötigen Schritte zu thun, aber vergebens. Furchtlos bin ich durch die Wildnisse, durch die Gebiete der Indianer geschweift, zahllose Ottahues haben durch meine Büchse ihren Tod gefunden, sie waren jetzt alle meine Feinde, ich schlich mich auf Tod und Leben in das Dorf, das da drüben lag, aus dem sie mich auf ihren zarten Schultern hinausgetragen — nichts — keine Spur — o, der Silberfuchs war schlauer, als der plumpe Weiße — Naramita war spurlos verschwunden.

„Ein Jahr oder auch zwei — denn nach der Zeit fragte ich nicht und jeder Tag ward mir zur Ewigkeit, wie ich so umhergezogen, da brach der Krieg mit den verbündeten Indianerstämmen aus — ich schloß mich dem Zuge an, bald kannten mich alle wegen meiner wilden Verwegenheit und meinen Gefährten hatte ich aufgegeben, keinen Ottahue zu schonen — da wurden weiter droben an den Quellen des Kansasen einige Dutzend derselben von einer Abteilung überrascht und niedergemetzelt, ein Neger, der dabei gewesen, denn ich stand mit anderen mehr im Westen, erzählte mir ahnungslos, daß auch mehrere Weiber unter den Getöteten gewesen seien, unter anderen ein bildschönes junges Weib, ein totes Mädchen von etwa einem Jahre an der Brust, das allen durch seine weiße Farbe aufgefallen sei — ein sterbender Indianer habe gesagt, es sei die Tochter des Silberfuchses, des Häuptlings, der mit unter den Toten gelegen und das Mädchen sei ihr Kind gewesen. Man habe die Leichen der Frauen in den Fluß geworfen, um keine Verantwortung zu haben, von dem Stamme der Ottahues wandle keiner mehr auf Erden. — Meine Naramita, mein einziger und höchster Reichtum auf der Erde war tot, mit samt dem Kinde, das ich liebte, ohne es zu kennen — meine Kriegsgefährten hatten sie getötet, ich konnte fürder nicht bei ihnen bleiben, ich schied von ihnen und vergrub mich mit meinem Schmerz in der Tiefe der Wälder."

Morrels schwieg und preßte das Antlitz in die Hände, Tracy saß still und regungslos neben ihm, der Kummer des starken Mannes war zu tief, als daß er gewagt hätte, einige wirkungslose Trostesworte zu sprechen — da erhob sich plötzlich Morrels und warf seine lange Büchse über die Schulter.

„Ich muß noch einmal hinüber," sagte er kurz, die Hand nach dem Orte des einstigen Indianerdorfes ausstreckend. „Sollte ich zur Zeit eures Aufbruches noch nicht wieder zurück sein, so weißt Du die Richtung — doch — in einigen Stunden bin ich wieder bei euch."

Er wandte sich und verschwand im Dickicht des Waldes, kaum aber hatte sich auch Tracy zu seinen Gefährten zurückbegeben, als aus dem die Lichtung umsäumenden Gebüsche die Gestalt eines Indianers sich erhob und lautlos, einer Schlange gleich den nahen Wachtposten umschlich, um, sobald er sich in Sicherheit wußte, mit Windesschnelle davon zu eilen.

Nach einer guten halben Stunde stand er fast atemlos vom heftigen Laufen am Fuße des Blak Hill, zwei kleine, offenbar neu errichtete Indianerhütten standen dort — in die eine derselben trat er ein. Schweigend ließ er sich neben einem greisen Indianer, dessen ganzes Aeußere den Häuptling verriet, nieder, und erst, als dieser nach dem Erfolg seiner Kundschaft fragte, gab er Bericht von dem, was er gesehen.

Der Häuptling hörte ruhig zu und legte die Hände auf die Kniee.

„Er sucht uns nicht," sagte er leise, mit dem Kopfe schüttelnd, als jener geendet. „Ich habe ihm ja, denn bei seinen Verfolgungen war er mehrmals nahe daran, mich zu finden, die Botschaft bringen lassen, daß wir in dem Gemetzel am Kansasen gefallen seien — er hält uns für tot. Daß er jetzt den Zug führt, ist seine Bekanntschaft mit den Wäldern — oder auch der Haß gegen den roten Mann. Du bist der letzte der Krieger vom Stamme der Ottahues — der Silberfuchs kann die Streitaxt nicht mehr führen — noch heute sollst Du das Mädchen Dein Weib nennen. Dann sollst Du ihm die alte Wunde wieder aufreißen und ihn wissen lassen, daß Naramita und sein Kind noch leben und daß dieses das Weib eines roten Kriegers ist — das wird die letzte Rache sein, die Silberfuchs an dem weißen Manne nimmt, das übrige lege ich in Deine Hände. — Er naht, darum eilen wir!" — Die beiden Indianer erhoben sich und traten aus der Hütte. Silberfuchs näherte sich der zweiten und schlug das Tierfell des Eingangs zurück.

„Komm heraus, Stimme der Nachtigall,“ sagte er, zu einem jungen Mädchen gewendet, das regungslos am Boden saß. „Der schnelle Wolf hat sich würdig gezeigt, als Sohn in dem Wigwam des Silberfuchses zu wohnen. Und Du, Melatog, nimm Dein Gerät und räuchere, damit die bösen Geister weichen und der Hochzeitsweg für die Stimme der Nachtigall eben sei.“

Das angeredete junge Mädchen, welches eine ziemlich weiße Hautfarbe besaß und in dem Strahl des einfallenden Lichtes eine auffallende, liebliche Schönheit zeigte, regte sich nicht, von dem Hintergrunde der Hütte aber löste sich die Gestalt eines indianischen Zauberers los und trat in ihrem phantastischen Schmuck hervor.

Silberfuchs ergriff das schweigende Mädchen barsch bei der Hand und zog sie trotz ihres Sträubens aus der Hütte, der schnelle Wolf schlang seinen Arm um sie und der Zauberer begann seine Beschwörungen zu murmeln, während er verschiedene Kräuter anbrannte und den Rauch nach allen Himmelsrichtungen blies. Plötzlich hielt er inne und seine entsetzten Augen hingen starr an der Gestalt eines weißen Mannes, welcher hoch aufgerichtet, die Büchse auf die kleine Gruppe angeschlagen, am Rande der kleinen Lichtung stand.

Die beiden Indianer folgten der Richtung seiner Blicke — da erkannte Silberfuchs seinen Feind, der drohend, ein furchtbarer Rächer, seine Augen auf ihn heftete. Ein Wort — und der schnelle Wolf umschlang das Mädchen, um mit ihm in den Wald zu flüchten, während der Häuptling das Messer aus dem Gürtel riß und mit einem Geheul verzweifelter Wut auf die Hütte losstürzte. Der Knall aus Morrels Büchse ließ ihn umwenden, da sah er den schnellen Wolf in Todeszuckungen am Boden liegen, während das junge Mädchen sich aufraffte, ihrem Retter entgegenzueilen. — Bei diesem Anblick verzerrten sich des Häuptlings Züge in grimmiger Wut — das Messer hoch hebend eilte er in langen Sprüngen auf die Fliehende zu, allein sein Arm traf nur den Lauf von Morrels Büchse, der mit derselben den Stoß parierte, daß das Messer aus des Indianers Hand schwirrte, und dann mit mächtiger Faust den Alten packt. „Silberfuchs, wo hast Du meine Naramita?“ rief er mit dröhnender Stimme und schüttelte den Häuptling wie ein Kind.

Der Indianer senkte das Haupt, er war besiegt.

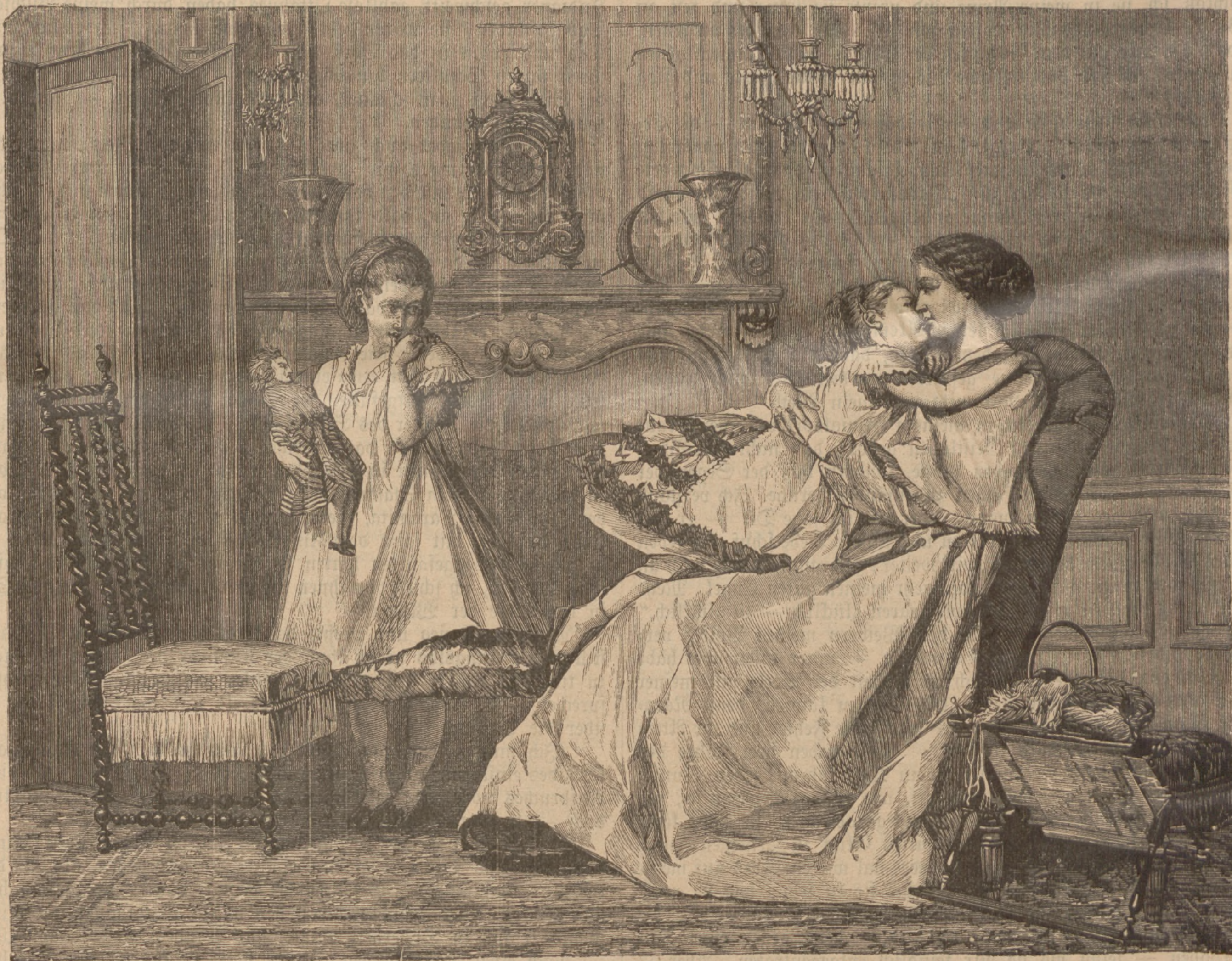
„Der weiße Mann hat auch Augen, er mag suchen, wonach er fragt,“ grollte er mit verbissenem Ton.

Morrels zog einen Riemen aus der Tasche und fesselte den Alten an den nächsten Baum. Dann ergriff er mit beiden Händen die des zitternden Mädchens und blickte ihr in das liebliche Antlitz.

„Du bist es, Du bist meine Tochter, das Kind meiner Naramita,“ rief er und seine Stimme bebte vor namenloser Wonne; „Du bist ihr Ebenbild, wie ich es ersehnt.“ — Ein langgezogener Ton, gemischt von Schmerz und höchster Lust, löste die viele Jahre getragene Qual von der Brust des riesenstarken Mannes, dann zog er das Mädchen in stürmischer Umarmung in seine Arme und bedeckte ihr Haupt mit Küssen. Plötzlich ließ er sie los und blickte sie fragend an.

„Wo ist Deine Mutter, Naramita, führe mich zu ihr, sie muß Dir ja von mir, Deinem Vater, erzählt haben,“ drängte er hastig hervor und das Mädchen, das auf den ersten Blick den Vater erkannt hatte, von dem die Mutter ihm so viel erzählt, eilte der Hütte zu, aus der sie gekommen. Da lag das schöne Weib auf dem harten Boden, jauchzende Töne drangen aus ihrem Munde — Hände und Füße waren gefesselt — der eigene Vater hatte sie gebunden, damit sie die Verbindung ihres Kindes mit dem schnellen Wolf nicht hindere — wenige Augenblicke und die lange getrennten Gatten lagen einander in den Armen. Als der erste Rausch vorüber war, erhob sich Morrels wieder und trat auf sein Kind zu. In heiliger Scheu kniete er vor dem schönen Wesen nieder und weidete sein Auge an den lieblichen Zügen. Ja, sie war ihr Ebenbild, ebenso königlich, ebenso voll jungfräulicher Unschuld, wie es ihre Mutter gewesen — dann sank sein Haupt auf die Brust herab und ein heißer Thränenstrom entquoll seinen Augen. — Er hatte sein Weib doppelt wieder gefunden. — Als er nach einigen Minuten mit den Beiden aus der Hütte trat, war Silberfuchs verschwunden. Der am Boden liegende Riemen zeigte, daß der anfänglich geflohene Zauberer zurückgekehrt sein und den Häuptling befreit haben mußte.

Nach einer Stunde betrat Morrels wieder das Lager seiner Kameraden, die verwundert auf seine Begleiterinnen blickten.



Die Zwillinge. (Mit Text.)



Rückkehr von der Jagd. (Mit Text.)

„Tracy," sagte er, indem er des Offiziers Hand faßte, „ich übergebe Dir hiermit das Kommando, das ich bisher geführt. Ich habe mein Weib und Kind wieder gefunden — ich kann euch nicht abhalten, eure Pflicht weiter zu thun, ich selbst aber bin nicht im stande, euch ferner zu folgen. Du weißt, ich kann euch nichts mehr nützen, die erste Indianerkugel würde mich ohne Gegenwehr niederstrecken. Auch ist mein Glück zu rein, als daß ich es durch Haß und Mord entweihen möchte."

Nach zwanzig Jahren.

Novelle von Jenny Piorkowska.

Es war an einem kalten Herbstabend, als ein blasser, schlanker, junger Mann, in ärmlicher, aber sauberer Kleidung schnellen Schrittes den Weg hinabeilte, der sein eigenes, bescheidenes Heim von dem eleganteren Stadtteil trennte.

Als er sich einem Hause, das weiß und stolz in der sternenhellen Luft emporragte, näherte, röteten sich die bleichen Züge des jungen Mannes und die Hand, die schüchtern an der Klingel zog, zitterte ein wenig. Die Thür wurde jedoch schnell von einem schönen, blühenden, ungefähr achtzehnjährigen Mädchen geöffnet, das in hastigem und offenbar erregtem Tone sagte:

„Ah, Willy! Sie sind es — kommen Sie herein."

Der junge Mann begrüßte sie mit leiser, bebender Stimme, in merkbarer Verwirrung.

Das junge Mädchen schloß die Thür, führte ihren Begleiter in das Wohnzimmer und bat ihn, Platz zu nehmen, jedoch ohne daß sie selbst Miene machte, sich zu setzen.

„Sie haben mein Billet erhalten?" fragte sie.

„Ja, Luise," antwortete ihr Gast langsam und deutlich. „Sie schrieben mir, daß Ihre ganze Familie, außer Ihnen, außerhalb des Hauses sei und Sie mich einige Minuten allein zu sprechen wünschten."

Der junge Mann schwieg, während seine schönen, braunen Augen fest auf dem Antlitze des jungen Mädchens ruhten. Sie trat ein paar Schritte näher und ließ sich in einen Stuhl sinken, doch, immer noch stumm, schien sie vergebens nach Worten zu suchen.

„Luise," hob Willy nach einer peinlichen Stille von mehreren Minuten wieder an, „reden Sie, was ist es, das Sie von mir wünschen?"

Ihre Hände, die in ihrem Schoß ruhten, zitterten nervös, aber sie schwieg noch immer.

„Luise," fuhr jener fort, indem er seinen Stuhl so rückte, daß er den Ausdruck ihrer Züge deutlich sehen konnte, „lassen Sie mich Sie daran erinnern, wie wir zu einander stehen, und dann reden Sie offen, sagen Sie mir, warum Sie mich haben rufen lassen."

Er schwieg und seine Hand glitt unruhig über die hohe, weiße Stirn und durch das dunkle, leichtgelockte Haar.

„Ich bin vier Jahre älter als Sie," begann er dann von neuem, „und habe Sie von frühester Jugend an geliebt. Als Knabe war es meine Wonne, wenn ich Sie, ein kleines Kind, hier in diesen Armen halten konnte, und ich kannte nur einen sehnsüchtigen Wunsch, daß ich zum starken Mann heranwachsen möchte, um Sie stets, das ganze Leben hindurch, stützen und beschützen zu können. Wir waren Spielkameraden als Kinder; wir wuchsen zusammen heran und es hat nie eine Zeit gegeben, wo ich Sie nicht geliebt und täglich gebetet hätte, von Ihnen wiedergeliebt zu werden. Aber Ihr Vater war reich, der meinige war arm, und als ich älter wurde, erkannte ich den Unterschied, der zwischen unseren beiden Familien bestand und noch besteht, obgleich ich Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen und zugeben muß, daß Sie mich wissentlich diesen Abstand nie haben fühlen lassen. Aber ich sah, wußte und fühlte es dennoch, und würde, obwohl ich Sie fast wahnsinnig liebe, es nicht wagen, Ihnen das alles zu sagen, wenn, was mich dazu bewegte, für eigennützig oder anmaßend gelten und dadurch meine schönsten Hoffnungen und süßesten Träume in einem gefährlichen Moment zu nichte machen könnte. Warum aber soll ich länger bei etwas verweilen, was ich Ihnen schon so oft gesagt habe? Lassen Sie mich lieber sofort zur Hauptsache kommen."

Der junge Mann schwieg wieder mehrere Sekunden und dann fuhr er mit tieferer Empfindung fort, während seine Zuhörerin leichenblaß wurde und heftiger erbebte: „Vor ungefähr einem Jahre, Luise, bot sich mir eine Gelegenheit, — die ungenützt vorübergehen zu lassen, mir unmöglich gewesen wäre — Ihnen meine leidenschaftliche Liebe zu gestehen, und von einem nicht zu bezwingenden Feuer fortgetrieben, erschloß ich meine ganze Seele Ihrem lauschenden Ohr. Sie versicherten mich Ihrer innigsten Gegenneigung mit einer solchen Wärme, daß ich als der glücklichste Mensch unter der Sonne heimkehrte. O, Luise, möglich, daß Sie mich nicht mehr lieben, möglich, daß Sie mich nie geliebt haben, aber nie werden Sie von einem andern so geliebt werden, wie von dem Armen, der jetzt vor Ihnen steht. Ach, wie kurz währte mein Glück! Als wir uns das nächstemal wiedersahen, begegneten Sie mir kühl und stolz und zurückhaltend, bis Sie mich schließlich kaum mehr beachteten und nicht mehr mit mir sprachen. Seitdem bin ich unglücklich gewesen, unglücklich, wie kein zweiter Mensch auf Erden. Jetzt, nach einer so langen, schmerzlichen Zeit hat mich Ihr Ruf wieder zu Ihnen geführt und ich bin, vor Furcht und Hoffnung zitternd, zu Ihnen gekommen. O, Luise — geliebte Luise, ich bin hier, um von Deinen eigenen Lippen zu hören, daß Vergangenes vergessen ist, daß Du mich wieder aufnimmst —"

„Halt!" brach Luise, plötzlich aufspringend, heftig aus. „Sie gehen zu weit, Herr Hellmut. Hören Sie meine Antwort. Nachdem ich mein Inneres ernstlich geprüft, habe ich gefunden, daß ich Sie nie so geschätzt habe, noch schätzen kann, wie ich das gewünscht hätte. Ich ließ Sie heute abend zu mir bitten, um Ihnen das in Ruhe zu sagen und Sie wegen meiner unbeabsichtigten Täuschung um Verzeihung zu bitten, Sie zu bitten, daß Sie mich vergessen, daß Sie freundlich, ohne Groll oder Bitterkeit meiner gedenken. Ich möchte mir Ihre gute Meinung als Freund bewahren, und als Ihre Freundin werde ich mich stets glücklich preisen, Sie zu sehen. Ein wärmeres Gefühl aber vermag ich Ihnen nicht entgegenzubringen."

„Luise, Sie stoßen mich zurück? Ist es möglich, daß Sie mich so plötzlich für immer unglücklich machen könnten?" stöhnte Willy Hellmut, während er in unbeschreiblichem Schmerze das Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

Mehrere Minuten lang sprach keines von beiden ein Wort. Der junge Mann atmete schwer, während das schöne Mädchen ihn mit blassem Antlitz, angstvoll und besorgt beobachtete.

„Luise," hob Willy endlich an, indem er sein Gesicht zu ihr erhob, über dessen verändertes, geisterhaftes Aussehen seine schöne Gefährtin heftig erschrak, „beantworten Sie mir zwei Fragen — offen und aufrichtig. Erstens: Haben Ihre Eltern Ihnen den Standesunterschied zwischen Ihnen, der reichen Erbin, und mir, dem armen, einfachen, jungen Mann, vorgestellt?"

„Ich kann es nicht leugnen," versetzte Luise erregt, „daß Aehnliches gesprochen wurde."

„Nun denn zweitens," fuhr der junge Mann fort, „gibt es irgend jemanden, den Sie mehr schätzen oder lieben als mich?"

„Ich — ich — möchte diese Frage lieber nicht beantworten," stammelte Luise und wandte verwirrt ihr Antlitz zur Seite.

„Das genügt," sprach Willy, „ich habe meine Antwort. Ich weiß, daß Theobald Wildungen in letzter Zeit ein ziemlich regelmäßiger Gast Ihres Hauses gewesen ist. Jetzt ist mir alles klar!" fuhr er fort, indem er aufstand und Luise die Hand reichte, welche diese mechanisch ergriff. „Leben Sie wohl," setzte er mit unsicherer Stimme hinzu. „Leben Sie wohl, Luise Romberg. Es ist nicht wahrscheinlich, daß wir einander je wiedersehen. Doch noch ein Wort der Beherzigung, ehe wir scheiden. Hüten Sie sich vor dem, dessen Namen ich soeben genannt habe! Ich spreche aus eigener Erfahrung. Er ist ein Abenteurer, dem es nach Ihrem Vermögen gelüstet. O, geben Sie ihm nicht Herz und Hand, wenn Ihnen Ihr Friede und Ihr Glück lieb ist. Der Himmel segne Sie und bewahre Sie vor solchem Schmerz, wie ich ihn jetzt leide. Das wird stets das Gebet dessen sein, der Ihnen in dieser Stunde auf ewig Lebewohl sagt!"

Mit diesen Worten drückte er heftig des Mädchens zarte Hand und stürzte dann fort von ihr, die er so wahnsinnig liebte und die in sprachloser Bestürzung mehrere Minuten lang regungslos stehen blieb, bis sich ihre Aufregung in einem Strom von Thränen Luft machte.

Acht Tage später war es in der ganzen Stadt bekannt, daß Willy Hellmut in das Ausland gegangen war, um vielleicht nie wieder zurückzukehren.

Drei Monate später kehrte eine fröhliche Hochzeitsgesellschaft aus der Dorfkirche zurück in Herrn Romberg's Haus.

Die schöne, junge Erbin hatte jenem Manne ihre Hand gereicht, vor welchem sie so ernst gewarnt worden war von demjenigen, der sie so innig liebte und den sie so herzlos von sich gestoßen hatte.

* * *

Neunzehn Jahre sind verstrichen, eine kurze oder lange Zeit, je nachdem dieselbe sich als froh oder düster, glücklich oder unglücklich demjenigen, der sie verlebte, erwiesen hat.

Der Gouverneur von N.... saß lesend in seinem Studierzimmer, als ein Diener in reicher Livree eintrat und Sr. Exzellenz meldete, daß eine Bittstellerin sehr dringend um eine kurze Audienz bitte.

„Führen Sie die Dame herein," gebot der Gouverneur.

Als die Angemeldete eintrat, stand er auf, ging ihr einige Schritte entgegen, forderte sie höflich auf, Platz zu nehmen und setzte sich dann selbst wieder nieder.

Die Dame, in tiefen Trauergewändern, das Antlitz von einem dichten, schwarzen Schleier verhüllt, der ihre Züge völlig verbarg, zitterte heftig, als sie Sr. Exzellenz hastig, aber schweigend ein Schreiben überreichte.

„Es ist dies eine Bittschrift," sprach der Gouverneur, nach einem mehrere Minuten dauernden Schweigen, „die unter anderem von einer großen Zahl respektabler und einflußreicher Persönlichkeiten unterzeichnet ist, welche um Gnade für einen gewissen Thomas Kaltenhoff bitten, der des Verbrechens der Fälschung überführt, zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt worden ist. In welcher Beziehung steht der Gefangene zu Ihnen, Madame?"

„Er ist mein Gatte, Excellenz!“ versetzte die Dame verzweiflungsvoll.

„Das bedaure ich, Madame,“ erwiderte der Gouverneur bestimmt, „denn es ist bitter für einen Mann, einer Dame die Bitte abschlagen zu müssen, welche dieselbe für denjenigen thut, den sie stets zu lieben und zu ehren feierlich gelobt hat. Hier muß ich aber vor allem mein Pflichtgefühl walten lassen und Sie zu meinem Bedauern abschlägig bescheiden. Auch die Vergangenheit des Verbrechers war nicht derart, seine Schuld an dem letzten Verbrechen zu mildern. Leider muß ich Ihnen sagen, daß ich ihm keine Gnade angedeihen lassen kann.“

„Ach, sagen Sie das nicht, Excellenz!“ rief die Frau, indem sie sich von ihrem Sessel erhob und vor dem Gouverneur auf die Kniee niedersank. „Er hatte immer die Absicht, das Rechte zu thun, aber er hat Unglück gehabt und in einem Anfall von Wahnsinn, — denn anders kann ich es nicht nennen, in einem Anfall von Wahnsinn, der sich seiner infolge bitterer Not bemächtigte, und von dem innigen Wunsche des Gatten und Vaters beseelt, seiner darbenden Familie Brot zu verschaffen, schrieb er eines Andern Namen auf einen Wechsel und gab ihn in Zahlung, in der Hoffnung, ihn, bevor er fällig sein würde, wieder einlösen zu können. Aber es wurde entdeckt, er wurde verhaftet und verkümmert jetzt sein Leben zwischen den düsteren Gefängnismauern, während die Seinigen vor Kummer und Armut dem sicheren Untergang entgegengehen. O, vergeben Sie ihm, Excellenz, vergeben Sie ihm und ich gelobe feierlich, daß er augenblicklich dieses Land verlassen soll!“

Während sie in leidenschaftlichem Ton diese Worte sprach, warf sie unwillkürlich den dichten Schleier zurück und enthüllte dem Blick ihres Zuhörers die bleichen, abgehärmten, aber immer noch schönen Züge einer Frau in den dreißiger Jahren.

Bei dem Anblick dieses Gesichts fuhr der Gouverneur jäh zurück, seine Hände schlossen sich krampfhaft, und wie versteinert vor Bestürzung starrte er sie mit angehaltenem Atem an. „Täuscht mich mein Auge, oder sehe ich in der vor mir liegenden Gestalt wirklich die einst so glückliche Luise Romberg!“ rief er, sobald jene schwieg.

„Großer Gott! Wer nennt diesen Namen?“

Verzweiflungsvoll kamen diese Worte über die Lippen der Knieenden, indem sie aufsprang, mit beiden Händen nach den Schläfen griff und den Blick mit wildem Entsetzen auf den Gouverneur heftete.

„Luise,“ sprach dieser, „Sie sehen Willy Hellmut vor sich, den einst armen, mittellosen Mann, der Sie stets mehr geliebt hat, als sein eigenes Leben, dessen Werbung Sie aber zurückwiesen, Gott allein weiß, weshalb! Das hat sein ganzes Dasein unglücklich gemacht, bis zu diesem Tage; denn, obwohl angesehen und, wie die Menschen sagen, mit Rang, Reichtum und Macht gesegnet, bin ich im Herzen doch ein einsamer, armer, unglücklicher Mann, der nur lebt, weil es seine Pflicht ist und dessen ganze Hoffnung darauf beruht, in einer besseren Welt einst glücklich zu werden. O, hätten wir einander niemals gesehen!“

Diese Unterredung zwischen Willy und Luise, nach einem Zeitraum von neunzehn Jahren, war womöglich noch schmerzlicher als jene, da sie von einander schieden.

Luise erzählte dem Jugendgefährten offen all' ihren Kummer und ihre Sorgen, wie ihre Eltern, nachdem sie sich hatten verleiten lassen, ihr Besitztum zu verkaufen, um ihrem Manne zu einer selbständigen Thätigkeit zu verhelfen, bald aller Mittel entblößt gewesen seien und in Armut gestorben wären. Wie ihr Mann darauf alles, was er in die Hände bekam, vergeudet, wie er sich dann einem zügellosen Lebenswandel hingegeben hatte und immer tiefer und tiefer gesunken war, bis er seinen Fehlern und Irrungen auch noch das Verbrechen der Fälschung hinzugefügt hatte und jetzt unter dem angenommenen Namen Thomas Kaltenhoff die Strafe für sein Verbrechen erduldete, und schließlich, wie sie selbst ihn nie verlassen hatte und durch gute und böse Zeiten, in Glück und Unglück, Reichtum und Armut an ihm gehangen hätte, wie sich ein Schutzengel an den Bösen klammert, um ihn zu retten.

„O Luise, hätten Sie mich so geliebt wie diesen Mann!“ entrang es sich schmerzlich Willy's Lippen, indem er die Hände vor das Gesicht schlug und seiner inneren Bewegung durch heiße Thränen Luft machte. „Welch' ein Trost,“ fuhr er in feierlichem Tone nach einer minutenlangen Pause fort, „daß wir wissen, daß der Allmächtige alles zu unserem Besten lenkt, sonst wäre dieses Leben voll Trübsal und Kümmernisse oft kaum zu ertragen.“

Als Luise den Gouverneur verließ, geschah dies mit der Versicherung, daß der Verurteilte bald, wenn auch nicht volle Begnadigung, so doch eine bedeutende Verminderung seiner Strafzeit erhalten solle und in dem Glauben, daß sie und Se. Excellenz einander nie wiedersehen würden. Aber der Mensch denkt — Gott lenkt!

Es sollte anders kommen. In derselben Nacht, die dem Tage, an dem diese Unterredung stattfand, folgte, machte Thomas Kaltenhoff, alias Theobald Wildungen seinem nichtswürdigen Leben dadurch ein Ende, daß er sich am Gitterfenster seiner Gefängniszelle erhängte und an seiner Leiche war es, wo Luise Romberg und Willy Hellmut sich wiedersahen.

Das Ende dieser Geschichte ist mit wenigen Worten erzählt.

Ein Jahr später — nach vollen zwanzig Jahren — wurde Willy Hellmut mit dem Weibe seiner ersten und einzigen Liebe vermählt und die Treue und Hingebung, die beide für einander hegten, sind der beste Bürge dafür, daß ihre Zukunft mit einem Glück gesegnet sein wird, das ihre Vergangenheit nicht gekannt hat.

O, welchen seltsamen Wandlungen ist doch oft ein Menschenleben unterworfen, welche Veränderungen vermögen einige wenige, schnell dahinrollende Jahre zu bringen!

Ja — der Mensch denkt und Gott lenkt!

Die Herzen, die Stolz und Hochmut einst getrennt, durch höhere Fügung hatten sie sich in fremden Landen gefunden, um endlich zum Tempel des Glückes einzugehen — nach zwanzig Jahren!

In der Sylvesternacht.

Was stört der Kuckuck meiner Uhr
Der Ruhe süßes Träumen?
Vorbei das Jahr? — O laß es nur
Mit seinem Glück noch säumen.
Rasch ist der Tage flücht'ge Schar
Im Mondenlauf verklungen,
Nun hat der Monde letzter gar
Sein Schwanenlied gesungen.

Und fühl' ich nicht bei diesem Wort
Des Zweifels ganze Schwere? —
Es stürmen die Gedanken fort
In ungewisse Leere.
Ich seh' die Zukunft nachtumhüllt
Sich wie ein Abgrund dehnen —
Doch ihre dunklen Tiefen füllt
Der ganzen Menschheit Sehnen.

Nun flieht mit ihm wie eitel Trug
Ein Stück von meinem Leben; —
Schon will das Jahr zum letzten Flug
Die schnellen Schwingen heben.
Auf seinen Schwingen strahlt mein Glück,
Des Friedens Morgenschimmer —
Da ruht das Herz: o kehr' zurück! —
Vielleicht — — vielleicht auch nimmer!

Und Seufzer wallen wie Gebet
Durch ihre fernsten Räume,
Gleich einem Strom, der rauschend weht
Zum Himmel sein Geschäume. —
Was einsam meine Seele schwellt,
Ich hör' es tausendtönig
Durchschauern jetzt die weite Welt,
Den Bettler wie den König.

Da — schmettert nicht vom alten Turm
Der alte Wächter droben?
Horch! — In den Gassen hat ein Sturm
Der Freude sich erhoben.
Und sollte ich allein dem Klang
Verzagten Herzens lauschen? —
Nein, hoffnungsvollen Jubelsang
Hör ich herniederrauschen!

J. G. Oswald

Unsere Bilder.

Die heilige Grabkirche in Jerusalem. Die Via dolorosa, der Leidensweg unseres Herrn, führte von der jetzigen Wohnung des Pascha's, die man als das Haus des Landpflegers bezeichnet, bis zur Grabeskirche, wohin meine ersten Schritte gelenkt waren. Die heilige Grabkirche vermag keinen imposanten Eindruck zu machen, da sie von einer Menge Kloster- und Nebengebäuden umgeben ist, die sie halb verdecken. Eine größere und eine kleinere Kuppel, in der Nähe ein gelblich-weißes Minaret, und die hohen Bogenfenster im byzantinischen Stil geben ihr indes immerhin ein ziemlich merkwürdiges Aeußeres. Vor dem Thore saßen einige Moslems auf einem Binsenteppich und rauchten ihre Tschibucks, während ein paar Araber Tricktrack spielten. Das sind die Wächter des heiligen Grabes, sie sind jedoch artig und machen mir Platz. Christliche Verkäufer bieten mit Geschrei ihre Kerzen, Rosenkränze, Cedernholzarbeiten und ihr Jordanwasser an. Trotz all dieser Störung betritt man nicht ohne Rührung das Heiligtum der Kirche, die aus drei größeren Abteilungen besteht, von denen eine das Grab Christi, die zweite das eigentliche Golgatha birgt und die dritte den Ort überwölbt, wo die heilige Helena mit ihren Begleiterinnen das Kreuz Jesu und den Schächer fand. An diese Heiligtümer schließen sich noch eine Reihe von Kapellen und Nischen, welche reich mit Lampen, Kerzen und goldenem Flitter geschmückt sind. Beim Eintritt in die Kirche fällt unser erster Blick auf den Stein von rosa Marmor, auf dem Christus einbalsamiert wurde. Wachskerzen und Lampen beleuchten ihn mit ihrem düstern, durch rotes Glas gedämpften Lichte. Von hier links gelangt man zum heiligen Grabe, jener Felsgruft, in welcher Christi Leichnam niedergelegt wurde. Leuchter aus Gold und Silber mit brennenden Kerzen flammen dort Tag und Nacht, die Pilger legen Blumen davor nieder und verrichten ihre Andacht. Von der Decke hängen Lampen mit den Wappen der katholischen Staaten, welche diese dort aufhängen ließen. Zu Golgatha gelangen wir über eine Treppe: es ist eine kuppelbedeckte Kapelle, in der gleichfalls Ampeln und Kerzen brennen, und die Stelle, wo das Kreuz stand, bezeichnet eine griechische Inschrift. Ein silberner Altar und ein Erdriß, der beim Tode Christi entstand, fesseln das Interesse ganz besonders an dieser Stelle. Die Kapelle der heiligen Helena ist eine Felsenhöhle, zu der man ebenfalls über eine Treppe gelangt. An der Wand hängt eine Nachbildung des Kreuzes. Die Kapelle ist überhaupt besonders reich an Reliquien aus der Leidensgeschichte. Drei Thore führen in die Rotunde der Grabeskirche und sechzehn Säulen tragen die sie umziehenden Galerieen. Die Kuppel hat eine Oeffnung in Form eines Kreuzes, durch welche das Licht hereinfällt. Sechs Kirchengemeinschaften haben an der Kirche Teil: die römischen Katholiken oder Lateiner, die Griechen, die jakobitischen Syrier, die Kopten und die Abessynier. Die Modalität des Besitzes ist sehr verwickelt und gab häufig zu Streitigkeiten Anlaß, die bisweilen so unverhältnismäßige Wichtigkeit gewannen, daß sie sogar, durch die Parteinahme der Franzosen für die Lateiner, der Russen für die Griechen, einst den furchtbaren Krimkrieg hervorzurufen im stande waren.

Die Zwillinge. Wer hätte nicht als Kind mit Entzücken der wunderseltsamen Geschichte gelauscht von der Goldmarie, die von der bösen Stiefmutter in den Brunnen gestoßen wird und doch zum Lohn für ihr gutes, mitleidiges Herz von überspleniden Geistern vergoldet nach Hause zurückkehrt, während der Stiefmutter leibliche Tochter denselben abenteuerlichen

Brunnenweg zur Strafe für ihre Hartherzigkeit als übelriechende Pechmarie zurücklegt? Diese und hundert ähnliche Kindergeschichten von bösen Müttern und noch böseren Stiefmüttern werden uns, wenn das Herz noch weich und das Ohr noch gläubig ist, gar zu gern erzählt, sie gehören ja zu den sog. moralischen! — Und doch haben diese moralischen Geschichten, in denen eine Mutter, gleichviel ob Stiefmutter — ihr eines Kind in blinder Liebe dem andern vorzieht, ihre gar gefährliche Schattenseite, sie reizen das Kind ja mächtig an, zu untersuchen: Bin ich im Herzen meiner Mutter nicht etwa auch ein Aschenbrödel? Mit eifersüchtigem Scharfsinn verfolgt das arme Kind diesen Gedanken und beobachtet die Mutter und die Geschwister mißtrauisch — und wie oft findet es nicht ein Häkchen, den Argwohn weiter zu spinnen. Das Kinderherz ist ein wundersam weicher und fruchtbarer Boden, in dem alles überreich aufgeht, was die Mutter aus ihrem Herzen hineinlegt: süße, duftige, fruchtbringende Liebe — trostlose Gleichgültigkeit . . . und wohl gar den giftig wuchernden Haß! Das Mutterherz ist ein wunderlich Rätsel. Es hängt sogar oft mit blinder Liebe an dem einen Kinde, während es kalt bleibt für das andere. Solch ein düsteres Rätsel deutet unser Bild an. Elli und Lilli sind Zwillingsschwestern — und doch hat Elli sich schon hundertmal in ihrem bitter zuckenden Herzen gefragt: „Liebt Mama die Lilli nicht viel mehr als mich: — ja, das Stückchen Kuchen, das Lilli heute zum Kaffee bekam, war wirklich viel größer als das meine — und zum Frühstück gab Mama ihr neun Kirschen und mir nur sieben — wie triumphierend Lilli mir die beiden überzähligen Kirschen zeigte und mich aushöhnte. Das abscheuliche Ding — die falsche Schmeichelkatze! Immer springt sie schmeichelnd auf Mama's Schoß und Mama thut schön mit ihr, während ich mit der alten häßlichen Puppe spielen muß. Mama sagte letzt sogar zu Papa, als ich im Nebenzimmer war: Unsere Lilli ist doch viel reizender als die linkische Elli — ja, ich weiß es, ich bin das Stiefkind und werde immer zurückgesetzt . . . O, ich will die Mama und die Lilli gar nicht mehr lieb haben — ich will ihnen alles zum Tort thun — ich will unartig und böse werden — ich will . . . ." Und die arme Elli steht da mit hängender Lippe und schaut mit brennenden, bösen Augen voll Tücke und Neid zu, wie die Mutter mit der verzogenen Schwester zärtlich kost.

Arme, blinde Mutter, hast Du denn keinen Blick für den häßlichen Funken, der in dem Auge Deines zurückgesetzten Kindes flammt? — Geschwind — geschwind such' ihn zu löschen mit den Tautropfen Deiner Mutterliebe, ehe es zu spät ist — ehe dieser Funken weiter frißt und das Herz Deines armen Kindes sich vollends von Dir abwendet — mit Verachtung und mit glühendem Haß.

Rückkehr von der Jagd. Der Geier ist bekanntlich einer der gefährlichsten Raubvögel. Vermöge seines scharfen Auges ist er im stande, aus der höchsten Höhe die kleinsten Gegenstände zu erkennen. Hat er auf diese Weise irgend ein Opfer erspäht, das ihm zur Nahrung dienen könnte, so umkreist er es eine Zeitlang, stoßt dann pfeilschnell auf dasselbe hinab und trägt seine Beute im Fluge davon. Dem Gemswild und den Schafherden sind die Geier besonders gefährlich, denn ein Kitzchen oder Lämmchen angesichts des Hirten aus der Herde wegzunehmen und in ihre Nester zu tragen ist keine Seltenheit, ja man sagt sogar, daß sie schon kleine Kinder mitgenommen haben. Es ist deshalb in manchen Gegenden, wo diese gefährlichen Gesellen zu Hause sind, wie z. B. in Oberbayern, in der Schweiz, in Tirol 2c., auf die Erlegung eines Geiers ein Schußgeld von mehreren Gulden als Prämie gesetzt. Es mangelt daher an solchen Orten nicht an Jägern und Jagdfreunden, die es sich zur Aufgabe machen, den Geiern nachzustellen. Leute höhern Standes sogar, Gutsherren u. s. w., die im Besitz großer Schafweiden sind und sich deshalb am meisten über die Geier zu beklagen haben, unternehmen solche Jagdzüge, weil es ihr eigenes Interesse erfordert. Unser Bild stellt die Rückkehr eines gräflichen Jagdzuges in Tirol dar, bei welchem außer einigem Edelwild auch mehrere Geier erlegt worden sind. Man sieht es den Gesichtern an, mit welchem Triumph das erbeutete, wilde Federvieh begrüßt wird. Der Oberjäger des Grafen, ein hübscher, stattlicher Mann, hatte diesmal besonders Glück auf der Jagd gehabt, denn es war ihm gelungen, eigenhändig ein paar Geier zu schießen, wovon er den einen beim Eintritt in den Schloßhof, an der Spitze des Jagdtrosses, mit einem gewissen Stolze hoch empor hält, um gleichsam den im Hofe anwesenden weiblichen Dienstboten zu zeigen, was für ein guter Schütze er sei. Die Dienstmagd, mit dem Kruge in der Hand, weicht ängstlich zur Seite, als fürchte sie sich vor dem mächtigen Raubvogel, während das auf dem Brunnenrande sitzende Kindsmädchen voll Verwunderung und Erstaunen den großen Vogel betrachtet, wie sie noch nie einen in der Nahe gesehen zu haben scheint.



Eine Frauenkrankheit.

Mann: „Um Gotteswillen, Weibchen! sag', was Dir fehlt? Seid einigen Tagen schon ißt Du nichts, sprichst Du wenig, bist zerstreut, sinnest stets vor Dich hin — was ist das mit Dir?"

Frau: „Weißt, Männchen, ich möchte mir gerne einen neuen Hut kaufen und überlege mir nur, welchen!"

Allerlei.

Fertigkeit. Mutter: „Wie kannst Du aber nur so ungezogen gegen Dein Schwesterchen sein, Karl?" — Karl: „Ja, der Else gibst Du immer recht, weil sie geläufiger weinen kann als ich." (Münch. hum. Blätter.)

Die neue Mutter. Herr Mangler (seine zweite Gemahlin, eine Frau von 40 Jahren, seinen Kindern zuführend): „Kommt mal her, Kinder, und küßt der Dame die Hand — das ist die neue Mutter, die ich euch zu bringen versprochen habe." Der kleine Karl (zögernd und seinem Vater zuflüsternd): „Papa, mit der bist Du aber angeschmiert worden — die ist ja gar nicht mehr neu!" (St. Petersburger Herold)

— Nach Beendigung der Kreuzzüge suchten viele deutsche Edelleute eine Ehre darin, unter dem Vorwande einer gerechten Fehde Straßenräuber zu werden, den reisenden Kaufleuten aufzulauern, um sie niederzuwerfen und auszuplündern; dies nannte man in der adelichen Sprache des Zeitalters ganz freimütig: „Vom Sattel leben." St.

Teures Brennholz. Im Kapland ist der Artikel Brennholz so selten, daß ein kleiner Karren voll solchen Holzes in der Stadt 15—20 Mark kostet. In den meisten Familien hält man einen Diener, der ausdrücklich zum Brennholz-Sammeln bestimmt ist. Er geht des Morgens aus, besteigt die steilen Berge der Halbinsel, wo keine Wagen hinkommen können, und kehrt nachts mit zwei kleinen Bündeln Gestrüpp und Ginster nach Hause zurück. Dies ist der ganze Ertrag von sechs bis acht Stunden harter Arbeit. Nach Barrow belaufen sich in einer mittelmäßigen Familie die Kosten für Brennmaterial jährlich auf 40 bis 50 Pfund Sterling. Gr.

Ein moderner Alchimist. Hofmeister: „Ein Alchimist ist einer, der ein unedles Metall in edles verwandeln kann." — Zögling: „So? Dann bin ich auch ein Alchimist, denn ich habe gestern meine nickelplattierte Uhr — versilbert!"

— Als einst d'Urfe hörte, daß man die französische Provence die kleine Barbarei nannte, getraute er sich, weil er sie besser kannte, zu behaupten: „Die Bewohner derselben wären reich bei weniger Habe, ruhmvoll bei weniger Ehre, und gescheit bei wenigem Wissen."

Wie du mir, so ich dir. Ein Buffaloer Milchmann trägt an seiner Uhr ein Fünf-Centsstück aus Nickel, welches folgende Geschichte hat: Vor etwa einem Jahre erhielt er dieses Fünf-Centsstück, das vergoldet war, als Fünf-Dollarsstück von einer Kundin, der er es zurückbrachte, die sich aber weigerte, es zurückzunehmen, oder den Betrag gutzumachen. Er hing den „Nickel" dann an seine Kette und fuhr fort, die Frau zu bedienen, nur daß er in ihre Milch stets ein Viertel Wasser that. Jede Woche schreibt er der Frau den Betrag von $1\frac{3}{4}$ Quart Milch gut, und sobald die Summe von 4 Dollars 95 Cents erreicht ist, wird er ihr wieder reine Milch liefern. Die Frau weiß, daß sie gewässerte Milch erhält; aber sobald sie sich beschwert, antwortet unser Milchmann mit bezeichnendem Griff an seinen Nickel: „Meine Milch ist so rein wie Gold."

Die kluge Hausfrau Mann: „Das schmeckt ganz abscheulich. Wie kannst Du auch nur immer tote Fische kaufen?" — Frau: „Aber, mein liebes Männchen, als ich die Fische kaufte, waren sie noch gar nicht so sehr tot." (Ulk.)

Das Pfauengelübde. Unter den Gelübden der alten Ritter war das, welches auf einen Pfau gethan wurde, das höchste. An dem Tage, wo eine gewisse Anzahl Ritter zu irgend einer Unternehmung, mochte sie die öffentliche Sache oder die Angelegenheit eines Einzelnen betreffen, sich feierlich verpflichten sollten, wurde ein Pfau, der zuweilen gebraten, aber jedesmal mit seinen schönsten Federn geschmückt war, auf eine stattliche Weise in einem großen Becken von Gold oder Silber, von vornehmen Frauen in die zahlreiche Versammlung der zusammenberufenen Ritter hereingetragen, und jedem einzelnen dargereicht, der dann sein Gelübde auf den Vogel ablegte, hierauf trug man ihn auf einen Tisch, wo er an alle Anwesende verteilt wurde. Wegen der Menge von Gästen erforderte diese Verteilung keine geringe Geschicklichkeit. St.

Sinnsprüche.

Wo ist ein Haus, das könnte sagen
von gar keinen Plagen?

*

Es folget Trübsal, Angst und Pein
Dem Laster schon auf Erden;
Wie wird der Bösen Qual erst sein,
Die ewig leiden werden!

*

Redet Geld, so schweigt die Welt.

*

Unrecht Gut, wenn schon es blüht,
Trägt kein' Frucht, wie man sich müht.

*

Wenn die Katze nicht zu Hause ist,
können die Mäuse frei tanzen.

Narren wachsen unbegossen.

*

Wer sein Wort kann richtig wägen,
Treu' und Weisheit mit Sitte pflegen,
Deß Lehre ist als ein Maienregen,
Dem Gott gegeben seinen Segen.

*

Wer seiner Zungen hat Gewalt,
Der wird mit Ehren grau und alt.

*

Mancher weiß nicht, daß er's kann;
Wenn er's übt, geht's schon an.

*

Nach dem Nürnberger Recht hängt man
den Dieb nicht eher, als man ihn hat.

Redaktion von C. Aug. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.